

## Romina Schmitter

### Kommentar zu Rolf Gutte: „Mannomann - Ist das Deutsche eine Männersprache?“ (Diskussion Deutsch, Heft 86, April 1986, S.671-681)

Die Frage, ob es zwischen Sprache und Geschlecht Zusammenhänge gibt, hat die Philosophen seit der Antike beschäftigt. Aristoteles fand, daß natürliches und grammatisches Geschlecht übereinstimmen, und stellte „das Männliche, wie es bewegt und handelt“, dem Weiblichen, „wie es leidet“, gegenüber, Scholastiker und Humanisten setzten die aristotelische Tradition fort, indem sie „das Genus der Dingnamen [..] einerseits auf ein aktives männliches, andererseits auf ein passives weibliches Prinzip“ zurückführten, und Johann Gottfried Herder schrieb in seiner von der Berliner Akademie preisgekrönten „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ (1772): „Die Dichtung und die Geschlechtererschaffung der Sprache sind also Interessen der Menschheit und die Genitalien der Rede gleichsam das Mittel ihrer Fortpflanzung“.

Natürlich stießen diese Ansichten auf Widerspruch, so bei den Sophisten oder den Entdeckern der Tatsache, daß es auch Sprachen gibt, die ohne grammatisches Geschlecht auskommen, aber nie war der Ärger so groß wie der, den die Bücher und Vorträge der Konstanzer Linguistinnen Luise Pusch und Senta Trömel-Plötz ausgelöst haben<sup>2</sup>. Es fragt sich, warum! Daran, daß sie im natürlichen Geschlecht bzw. der Herrschaft des einen über das andere einen Bedingungsfaktor von Sprache und Sprachgebrauch sehen, kann es eigentlich nicht liegen; denn wenn Schichtenzugehörigkeit, partnertaktisches Verhalten, Alter, Ort und Zeit usw. als linguistische Faktoren anerkannt werden<sup>3</sup>, dann ist zu vermuten, daß die „großen Folgen“ des „kleinen Unterschieds“<sup>4</sup> sich gleichfalls ausgewirkt haben.. Auch die Absicht der Autorinnen, die Sprache nicht als Naturereignis hinzunehmen, sondern im Sinne „einer gründlichen Entpatriifizierung“<sup>5</sup> zu ändern, kann die Aufregung nicht erklären. Schließlich hat sich Sprache immer geändert; außerdem geht die Linguistik seit ihren zeichentheoretischen Anfängen bei de Saussure von der Konventionalität der Zeichen und damit ihrer gesellschaftlich-geschichtlichen Bedingtheit aus. Vielleicht ist des Rätsels Lösung in einer gewissen Rückständigkeit der bundesrepublikanischen Sprachwissenschaft zu suchen. Für diese Möglichkeit spricht ein Vergleich mit den USA, wo die „Jahrestagungen der Modern Language Association of America, der größten Berufsorganisation für Literatur- und Sprachwissenschaftler“, zunehmend „frauenspezifische Themen“ behandeln, ohne damit ihre wissenschaftliche Reputation zu riskieren, und in „der letzten New Yorker Convention der MLA im Dezember 1978 befaßten sich 9 von 16 Großveranstaltungen der allgemeinen Linguistik mit Frauensprache“<sup>6</sup>, Wie dem auch sei - in diesem unseren Lande ist die Ablehnung der feministischen Linguistik ein Faktum, das zur Stellungnahme herausfordert.

Was die Gegner stört, ist neben Analyse und Kritik vor allem die Absicht, die als frauenfeindlich indizierte Sprache auch zu verändern. Rolf Gutte geht darüber hinaus auf die gesellschaftliche Situation der Geschlechter ein. In seinen sieben Kommentaren zu Luise Puschs Glossensammlung „Das Deutsche als Männersprache“ - „Mannomann - Ist das Deutsche eine Männersprache?“ - stellt er fest, „daß es reale Benachteiligungen von Frauen bei der Besetzung und Bezahlung von Berufspositionen gibt“ und „daß gesetzlich zugemutete Beschränkungen, bei denen Frauen schlechter wegkommen als Männer [..], existieren“ (S. 671). Indirekt führt er diesen Mißstand auf die kapitalistischen Strukturen der Gesellschaft zurück und betont, daß „der Grund unterschiedlicher Realisierungschancen [..] nicht in der vom Mann als *Mann* durchgesetzten Vorherrschaft liegt“ (S.672). Die Ablehnung einer ausschließlichen Verantwortlichkeit des Patriarchats bzw. der Herrschaft der Väter, die übrigens nie nur Frauen, sondern immer auch die jüngeren Männer betroffen hat, ist sicherlich richtig; ebenso wichtig aber ist es, die Bedeutung des Kapitalismus zu relativieren. Dafür sprechen die Frauendiskriminierung in der Arbeiterbewegung<sup>7</sup>, die Wahrscheinlichkeit, daß das von sozialistischen Autoren angenommene Matriarchat der Vorgeschichte ein „Mythos“ ist<sup>8</sup>, und die tägliche Erfahrung, daß der Sexismus<sup>9</sup> vor keinem Bereich der Gesellschaft Halt macht, weder vor den „Grundrechte[n]“, die der Autor für ebenso geschlechtsneutral hält „wie BGB und StGB“ (S. 674), noch der „ganz und gar geschlechtsneutrale[n] Verarmung von Leuten“ (S.681). Wie

gcschlechtsspezifisch z.B. die „Verarmung“ ist, im nationalen wie internationalen Maßstab, geht aus schlichten Zahlen hervor:

In der BRD reicht das Einkommen von 74% aller Frauen nicht zur eigenen Existenzsicherung; aus<sup>10</sup> ;

- 56 % der Rentnerinnen haben monatlich weniger als 500,00 DM; bei den Rentnern sind es 11%<sup>11</sup>

- Frauen beziehen ein Zehntel des Welteinkommens, obwohl sie mehr als drei Viertel der Arbeit leisten<sup>12</sup>; - Frauen besitzen weniger als 1% des Weltvermögens<sup>13</sup>.

Geschlechtsneutral ist für den Autor auch die Sprache. Einmal sei „es überhaupt falsch, der Sprache bestimmte Eigenschaften (in diesem Fall männliche) als ihr inhärent zu unterstellen“ (S. 673); zweitens soll sie „- für Männer und Frauen gleichermaßen - Bedingung für Denken“ sein, „für eine geistige Tätigkeit, die auf Durchsetzung menschlicher Zwecke per Erkenntnis gerichtet ist“; drittens gebe es „keine spezifisch weibliche oder männliche Erkenntnis, sondern ‚nur‘ Erkenntnis. [ . . . ] Sonst wäre ja auch allgemeingültige Erkenntnis unmöglich“ (S. 673). Zur Sicherheit verweist der Autor auf einen der vier Grundsätze der abendländischen Logik, den Satz vom ausgeschlossenen Dritten, nach dem „eine Sache nicht etwas Bestimmtes und gleichzeitig das Gegenteil davon sein kann“ (S.677).

Wenn man dialektisch denkt und auch die Entdeckung der Naturwissenschaft berücksichtigt, daß „ein Partikel zugleich Welle ist, [ . . . ] daß Masse zugleich Energie ist, daß Materie zugleich Schwingung ist“<sup>14</sup>, dann kann man zum Denkprinzip des „tertium datur“<sup>15</sup> kommen oder sich fragen, ob nicht „die Denkfiguren des Definierens und Systematisierens [ . . . ] oder des komplementären Entgegensetzens die Denkbarkeit von Differenz und Prozeß, von Mannigfaltigkeit und lebendiger Bewegung [verhindern]“<sup>16</sup>. Außerdem hat sich der Logozentrismus zu häufig als Werkzeug der Herrschen den bewährt, als daß ihm blindlings vertraut werden sollte, und wenn Männer logisch werden, sollten grade Frauen vorsichtig sein. Das lehrt jedenfalls die Geschichte: So war die Logik, mit der Johann Gottlieb Fichte nachwies, daß die Freiheit der Frau erst mit der Unterwerfung unter den Ehemann ihren Höhepunkt erreicht<sup>17</sup>, ebenso bestechend wie die logische Erkenntnis des Frühsozialisten Proudhon, daß „der Gesamtwert des Mannes und der Frau“ sich „wie drei mal drei mal drei zu zwei mal zwei mal zwei, d.h. siebenundzwanzig zu acht“ verhält<sup>18</sup>.

Auch der Sprachauffassung des Autors ist einiges entgegenzuhalten: der Beschränkung der sprachlichen Funktion auf die eines Instruments für Denkoperationen die verschiedensten Denkmodelle der Linguistik, die für das Verhältnis zwischen Sprechen und Denken eine wechselseitige Bedingungsstruktur annehmen; der Überzeugung von der Geschlechtsneutralität der Sprache Jede Grammatik und jedes Lexikon, vor allem aber die Sprache selbst. Da werden maskuline und weibliche Formen mit einer Konsequenz standardgruppiert, von der nur Höflichkeitsphrasen und wahlpolitische Ansprachen Ausnahmen bilden, und die linguistische Rangordnung entspricht von „Adam und Eva“ im Paradies bis zu den „Männern und Frauen“ des Grundgesetzes so aufschlußreichen Hierarchien wie „Herr und Hund“ und „Mann und Maus“ und „Kind und Kegel“. Die Universalisierung, deren Ähnlichkeit mit dem historischen Rechtsinstitut der Geschlechtsvormundschaft<sup>19</sup> eine gesonderte Abhandlung wert wäre, ist jedem Pass oder Scheckformular zu entnehmen und sorgt in wissenschaftlichen Texten für Verwirrung. Selbst neutrale Begriffe entlarven sich im sprachlichen Kontext als maskulin, ob es die „Leute“ sind, die „aus der Kirche austreten und ihre Frauen und Kinder mitnehmen“<sup>20</sup>, oder der „gesunde Mensch“, der nach den Erfahrungen eines Fußballtrainers „keine drei. oder sechs Wochen ohne Frau auskommen“<sup>21</sup> kann.

Wenn es um Herrschaft geht, schreckt die Sprache auch vor umständlichen Lösungen nicht zurück und zieht die „Landsmännin“ der Landsfrau, die „Frauenmannschaft“ der Frauschaft und die „Haus der Schirmherrin“ praktischeren Bezeichnungen vor. Dagegen stehen Männern, wenn sie in sogenannte Frauenberufe vordringen, sofort Begriffe zur Verfügung, die den schrecklichen Verdacht des Weibischen erst gar nicht aufkommen lassen: Die männliche Hebamme hieß „Entbindungspfleger“, fast bevor es sie bzw. ihn gab, und der Mann, der sich zu den unheroischen Tätigkeiten des Reinigens und Pflegens herablassen muß, ist nicht etwa „Putzmann“, sondern ein „Sanitärhygieniker“ oder „Hygienefachmann“.

Nach den Erkenntnissen des Autors ist es unlogisch, die genannten Merk- oder Denkwürdigkeiten unserer Sprache mit „der männlichen Allergie gegen das Femininum“<sup>22</sup> zu erklären; aber das kümmert Frauen vermutlich wenig, denn das Deutsche, dem sie ausgesetzt sind, hat ganz konkrete Folgen für sie. Eine davon betrifft die weibliche Identität: Frauen können sich „trotz aller guten Absichten der/des Meinenden“ mit unserer Sprache „nicht gemeint fühlen“<sup>23</sup>. Für den Autor sind die daraus resultierenden Probleme nur psychologischer Natur: „Das muß man sich wirklich mal deutlich vor Augen führen: Frauen, die tatsächlich in dieser Gesellschaft real benachteiligt sind, beschäftigen sich mit Identitätsproblemen und verwandeln so die Probleme, die sie in der bestehenden Gesellschaft haben, in solche, die sie mit *sich* haben!“ (S. 678) Wahrscheinlich muß man dem Autor zugutehalten, daß er als Mann nicht nachvollziehen kann, was es heißt, ständig subsumiert und diskriminiert zu werden; schließlich kann er sich in der Sprache überall und mit Bedeutung versuchen wiederfinden. Aber er hätte berücksichtigen müssen, daß auch die stärkste Identität gesellschaftlich und historisch bedingt ist.

Eine weitere Folge, die die herrschende Sprache für Frauen hat, ist die Desinformation. Die Sprache sorgt dafür, daß sie nur wenig, Falsches oder auch nichts über sich erfahren und diese Beschränkung der Persönlichkeitsentwicklung oft nicht nur nicht merken, sondern die Frauen, die etwas davon erkannt haben, noch lächerlich machen. So kann eine Studentin semesterlang die Geschichte der Bürgerlichen Revolution behandeln, ohne sich zu fragen, ob denn die Menschenrechte, die Bürgerrechte, die Wahlrechte auch sie gemeint hätten. Quellen, die schwer zugänglich sind, werden ihr leicht beweisen, daß sie nicht gemeint war. Ebenso wird der „Unbekannte Künstler“, der unter anonymen Werken den fehlenden Namen ersetzt, weder bei ihr noch dem männlichen Betrachter zu der Vermutung führen, daß „Der Künstler [. . .] eine Frau“<sup>24</sup> gewesen sein könnte, was nicht seinen richtig sein dürfte, schon deshalb, weil viele Frauen bis ins 20. Jahrhundert hinein unter männlichem Pseudonym auftraten.

Aber es gibt auch Folgen der „Männersprache“, die für Frauen sehr konkret sind: Auf Stellungsgesuche, deren Sprache vorwiegend geschlechtsspezifisch ist - und d. h. bei gut dotierten Posten: männlich -, werden nur Frauen mit überdurchschnittlichem Selbstbewußtsein reagieren, und viele Gesetze, z.B. das 1984 verabschiedete Gesetz über die Erwerbsunfähigkeitsrechte<sup>25</sup>, könnten anders aussehen, wenn ein sachlicher Sprachgebrauch „für unüberseh- und hörbare weibliche Präsenz“<sup>26</sup> gesorgt hätte.

Für eine solche Sprache gibt es inzwischen Ansätze: das „EG-Anpassungsgesetz“ von 1980, auch „Gesetz über die Gleichbehandlung von Männern und Frauen am Arbeitsplatz“ genannt, verlangt, daß „Arbeitgeber [. . .] einen Arbeitsplatz weder öffentlich noch innerhalb des Betriebes nur für Männer oder nur für Frauen ausschreiben“<sup>27</sup>. Das Gesetz stellt nur eine Soll-Vorschrift dar, deren Übertretung weder Strafen, noch Bußgelder oder Schadensersatzansprüche folgen können. Offenbar war den Gesetzgebern die Tragweite einer verbindlichen Sprachänderung bewußt.

1 Zit. nach *Marielouise Jannssen-Jurreit*, *Sexismus*. München, Wien 1977, S. 623 ff.

2 Z. B. *Luise F. Pusch*, *Das Deutsche als Männersprache - Aufsätze und Glossen zur feministischen Linguistik*. Frankfurt am Main 1984; *Senta Trömel-Plötz*, *Frauensprache - Sprache der Veränderung*. Frankfurt am Main 1982.

3 *Frankfurt am Main* - Eine Einführung in die moderne Linguistik, Studienbegleitbrief I. Weinheim, Berlin, Basel 1971, S. 56ff.

4 *Alice Schwarzer*, *Der „kleine Unterschied“ und seine großen Folgen*. Frankfurt am Main 1975.

5 *Pusch*, *Das Deutsche als Männersprache*, S. 85.

6 *Trömel-Plötz*, *Frauensprache*, S. 68.

7 *Silvia Kontos*, *Die Partei kämpft wie ein Mann*. Frankfurt am Main 1979.

8 *Ume Wesel*, *Der Mythos vom Patriarchat*. Frankfurt am Main 1980.

9 Sexismus: feministische Analogiebildung zum Begriff Rassismus; im allgemeinen Sinne: Diskriminierung aufgrund der Geschlechtszugehörigkeit, im engeren Sinne: Diskriminierung aufgrund der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht.

10 *Carola Möller*, *Frauenarmut - Kill Strukturprinzip unserer patriarchal-kapitalistischen Gesellschaft*. In: *Vorgänge* 73, H. I, Februar 1985.

11 Statistisches Bundesamt Wiesbaden, 1983.

12 *Claudia Bardon*, *Vera Werner* (Hrsg.), *Der vergeudete Reichtum - Über die Partizipation der Frauen am öffentlichen Leben*. Bonn 1983.

- 13 F.Inl.
- 14 *Erika Wisciinck*, Frauen denken anders. Straßlach '1985, S. 55.
- 15 *Klaus Heinrich*, Dahlemer Vorlesungen, tertium datur. Eine religionsphilosophische Einführung in die Logik. Frankfurt am Main 1981.
- 16 *Annedore Prengel*, Konzeption einer Studie zur Realisierung der Gleichberechtigung von Schülerinnen und Lehrerinnen an hessischen Schulen. Frankfurt am Main o.J.,
- 17 *Johann Gottlieb Fichte*, Werke, Bd. III. Berlin 1971 („Folgerungen auf das gegenseitige Rechtsverhältnis beider Geschlechter überhaupt im Staate“).
- I S *Pierre Joseph Proudhon*, De la justice dans la revolution et dans l'eglise. Paris 1858.
- 19 Der englische Philosoph *James Mill* (1773-1836) schrieb in seinem Artikel „On Government“ in der „Encyclopaedia Britannica“ zur Rechtfertigung der im englischen „Common law“ verankerten Geschlechtsvormundschaft: „Eins ist ziemlich klar, daß alle Individuen, deren Interessen unstreitig in denen anderer Personen eingeschlossen sind, ohne Beeinträchtigung ausgeschaltet werden können. Unter diesen Gesichtspunkt fallen: Alle Kinder bis zu einem bestimmten Alter aufwärts, deren Interessen aufgehen in denen der Eltern, [. . .] auch alle Frauen, da die Interessen von beinahe allen entweder in denen ihrer Väter oder denen ihrer Gatten aufgehen“. Zit. in: *Romina Schmittcr*, Die Frauenbewegung im 19. Jahrhundert in den USA und in Europa. Stuttgart 1981, Anm.19, S.54f.
- 23 Ebd., S.30.
- 24 *Germaine Greer*, Der Künstler war eine Frau. Fernsehfilm ZDF 1984.
- 25 Erwerbsunfähigkeitsrente: Nach der alten Fassung setzte die Antragsberechtigung voraus, dass drei Jahre versicherungspflichtig gearbeitet worden war; nach der Novellierung 1984 sind nur diejenigen antragsberechtigt, die fünf Jahre vor der Antragsstellung drei Jahre versicherungspflichtig tätig waren. Eine Hausfrau, die nach 10 Jahren Berufstätigkeit 10 weitere Jahre ihre Kinder erzogen hat und im 3. Jahr ihrer erneuten Berufstätigkeit erwerbsunfähig wird, ist also nicht antragsberechtigt.
26. Pusch, Das Deutsche als Männersprache, S. 106.
- Bremische Zentralstelle für die Verwirklichung der Gleichberechtigung der Frau: . . . Das bestimmen immer noch wir' Dokumentation einer Kampagne gegen Stellenausschreibungen nur für

**Veröffentlicht in: Diskussion Deutsch, Heft 88, April 1986, S. 206 - 209**